

Julia A. Jorges – Zweierlei Blut

Wir waren siebzehn, als wir Rhena kennenlernten. An einem Montagmorgen stand sie vor Beginn der ersten Stunde neben dem Lehrertisch.

„Wer ist die?“, fragte Marie neugierig, als ob ich über die Neue Bescheid wüsste. Die tat mir leid, wie sie so dastand und auf ihre Fußspitzen starrte. Sie würde es schwer haben, gab geradezu die perfekte Zielscheibe für Mobbing ab. Die weite Kleidung kaschierte ihre gebückte Körperhaltung nur wenig. Mit ihren hochgezogenen Schultern, dem vorgestreckten Kopf, hinter dem sich die voluminöse Kapuze einer angesichts des wolkenlosen Himmels total überflüssigen Regenjacke bauschte, hatte sie etwas von einer Schildkröte. Dünnes schulterlanges Haar, dazu ein breites Gesicht, das sie ein bisschen beschränkt aussehen ließ.

Kurz nach dem Klingeln hetzte Frau König in den Klassenraum. „Hier sind Sie! Sollten Sie nicht vor dem Lehrerzimmer warten? Na, macht nichts.“ Das Mädchen wandte sich ihr zu und schob fragend die ohnehin schon wulstigen Lippen vor.

„Die Integration schreitet voran, die Schule unterrichtet jetzt auch Fische“, flüsterte Justin hinter uns, was seine Tischgruppe zu verhaltenem Gelächter veranlasste.

Entweder hatte die König nichts gehört oder sie ignorierte es. „Das ist Ihre neue Mitschülerin, Rhena Martens“, stellte sie uns die Neue vor. „Ihre Familie ist letzten Monat hergezogen aus ... Woher stammen Sie noch mal, Rhena?“

Die Neue murmelte etwas Unverständliches, das die Tutorin mit „Aha, eine waschechte Ostfriesin also“ übersetzte, dann wies sie ihr einen Platz an unserer Tischgruppe zu. Marie stieß mir den Ellenbogen in die Rippen, um mich auf den watschelnden Gang unserer neuen Klassenkameradin aufmerksam zu machen, bevor diese ungelenkt auf den Stuhl neben ihr plumpste. „Eines noch, weil es wichtig ist“, sagte Frau König. „Rhena leidet an einer Krankheit, die sie sehr verletzungsanfällig macht. Sie ist daher vom Sportunterricht freigestellt.“

„Hat sie Glasknochen?“, rief jemand.

Frau König sah zu der Neuen hinüber, die nun, da sie Platz genommen hatte, die Tischplatte anstarrte. „Das können Sie Rhena selbst fragen, aber nicht jetzt. Nehmen Sie Rücksicht und helfen Sie ihr, sich schnell bei uns zurechtzufinden.“

„Sie stinkt“, raunte Marie in mein Ohr.

Nichts deutete zu Anfang darauf hin, dennoch entwickelte sich zwischen Rhena, Marie und mir eine Freundschaft. Mitleid spielte dabei eine Rolle – hartnäckig hängte sie sich in den Pausen an uns, und wir brachten es nicht über uns, sie abzuweisen –, aber auch Interesse und schließlich Sympathie. Wir nahmen sie in Schutz, wenn andere sie mit dummen Sprüchen bedachten, obwohl diese an ihr abzuperlen schienen wie Wasser und uns mehr trafen als sie. Ihr schläfriges Äußeres täuschte darüber hinweg, dass sich hinter der leicht fliehenden Stirn ein wacher Geist befand, der sie besonders in den naturwissenschaftlichen Fächern zur Klassenbesten machte. Im Kunstunterricht hingegen war sie eine Niete, überdies hatte sie eine grässliche Handschrift.

Wenn wir sie besuchten, lachte sie ihr tiefes, glucksendes Lachen, sobald sie uns sah. Ihr Lachen steckte an, spülte negative Gedanken weg wie eine Flutwelle. In ihrem Zimmer hockten wir zu dritt – oder zu zweit, wenn Marie Zeit oder Lust fehlten mitzukommen – auf dem Bett und philosophierten ... über die Menschheit allgemein, über Glauben und Wissen, über unsere eigenen Vorstellungen vom Leben und der Zukunft. Ich fühlte mich ihr nahe, vielleicht weil wir beide am selben Tag Geburtstag hatten. Aber anders als ich wusste Rhena unglaublich viel, sie war ein wandelndes Lexikon. Als sie kleiner war, hatte sie kaum das Haus verlassen dürfen aufgrund ihrer Krankheit und jede Menge Zeit zum Lesen gehabt.

Üblicherweise trafen wir uns bei Rhena. Einmal hatten wir uns jedoch bei mir zu Hause verabredet, weil es von dort aus nicht weit bis zu dem Club war, den wir später am Abend aufsuchen wollten. Es hatte einige Überredungskunst gebraucht, Rhena zu überzeugen mitzukommen. Als es an der Tür klingelte, sprang ich auf, aber meine Mutter war schneller. Ich stand hinter ihr im Flur, als sie öffnete. „Hallo Marie ...“, begann sie. Sie verstummte, als ihr Blick auf Rhena fiel, und ohne ein weiteres Wort verschwand sie in der Küche. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie, die sonst so Gastfreundliche, sich derart unhöflich verhielt.

„Ich weiß nicht, ob mir das passt“, sagte Rhena in ihrer trägen Sprechweise, während sie das Kleidungsstück durch ihre kurzen, plumpen Finger gleiten ließ. Marie und ich warfen uns vielsagende Blicke zu, als sie sich im Bad umziehen ging. Wir kannten sie ausschließlich in langen Hosen und weiten Pullovern. Immerhin trug sie heute breite, ausgelatschte Turnschuhe statt des üblichen orthopädischen Schuhwerks.

„Und?“, fragte Rhena mit zweifelndem Blick, als sie zurückkam. Ihre Arme und das, was man von ihrem Rumpf sah, waren schwammig und weiß, und mir kamen Zweifel, ob die

Sache mit dem Top eine gute Idee war. Sie hatte ein farblich passendes Seidentuch um den Hals geschlungen, was das Gesamtbild etwas verbesserte. Eine Duftwolke umwaberte sie und überdeckte den undefinierbaren, leicht moschusartigen Geruch, der ihr stets anhaftete.

„Gut. Fehlt aber noch was.“ Marie drückte Rhena in meinen Schreibtischstuhl und begann sie zu schminken.

Ich saß ans Bett gelehnt auf dem Boden und sah zu. „Wissen deine Eltern, dass du mit uns weggehst?“

Rhena zuckte die Schultern. „Sind ohnehin nicht meine richtigen Eltern.“ Das überraschte mich, nie war mir der Gedanke gekommen, sie könnte adoptiert sein, auch wenn sie keinerlei Ähnlichkeit mit ihrer Mutter oder ihrem Vater aufwies. Ich fragte nach ihren leiblichen Eltern. „Keine Ahnung“, entgegnete sie. Sie wisse lediglich, dass sie ihre ersten elf Monate als Findelkind in der Säuglingsbetreuung eines Kinderheims in Emden verbracht hatte, bis sie dann von den Martens adoptiert worden war.

„So, fertig.“ Marie drehte den Stuhl in meine Richtung. Sie war talentiert, keine Frage. Rhenas wässrig blaue, leicht hervorstehende Augen hatte sie mit passendem Make-up zum Leuchten und das spinnwebfeine, grau-blonde Haar in annehmbare Form gebracht. Anerkennend drehte ich die Daumen aufwärts. Rhena blickte in den Spiegel, den Marie ihr reichte, und lachte glucksend. Marie und ich sahen uns an und lächelten.

Die Nacht war mild und wir gingen zu Fuß. Auf der Brücke über die Tresse lungerte eine Gruppe Jugendlicher. Mein Unterbewusstsein sendete eine Warnung. Aber es war zu spät, sie waren bereits auf uns aufmerksam geworden. Umzukehren hätte wie eine Flucht gewirkt und sie mit Sicherheit provoziert, uns nachzugehen. Weglaufen funktionierte ohnehin nicht, wegen Rhena. Wir bemühten uns, Gelassenheit auszustrahlen, mir gelang das am schlechtesten.

In der Mitte der Brücke sprachen sie uns an. „Wo soll's denn hingehen?“ Die fünf umringten uns.

„Geht dich nichts an“, sagte Marie. „Macht Platz!“

Die Jungen bewegten sich nicht. „Mach dich mal locker.“ Der Sprecher hielt Marie eine Plastikflasche vor die Nase. Der Deckel war abgeschraubt, der Alkohol deutlich zu riechen. Marie wich angewidert zurück.

Rhena schob sich zwischen die beiden. „Lass sie in Ruhe, Idiot!“ Ich war sprachlos, noch nie hatte ich gehört, wie Rhena laut wurde, geschweige denn, jemanden beleidigte. Der Zeitpunkt war denkbar schlecht.

Der Typ reichte die Flasche einem seiner Kumpel. „Was hast du denn zu melden, Missgeburt? Wieso schleppen die zwei dich mit?“

Neben Angst spürte ich nun Empörung. „Sie ist unsere Freundin!“ Er beachtete mich nicht. Stattdessen packte er Rhena am Arm, die schmerzerfüllt aufschrie. „Lass sie los, du tust ihr weh!“ Ich versuchte ihn wegzuzerren. In der freien Hand hielt er plötzlich ein Messer. Einer der anderen drängte mich beiseite. Panisch rief ich: „Sie ist krank, du darfst ihr nichts tun!“

„Verpisst euch“, rief der Kerl mit dem Messer über die Schulter. Seine Kumpane schirmten ihn ab, gegen die hatten wir keine Chance.

Hilflos blickte ich zu Marie, die wie erstarrt dastand. Weit und breit sah ich niemanden, der uns hätte helfen können. Ich zog mein Handy, um die Polizei zu rufen.

Bevor ich dem Beamten sagen konnte, was los war, schrie der Messer-Typ auf. „Scheiße, die Missgeburt hat mich gebissen! Warte ...“

Ich sah die Klinge aufblitzen und wie er Rhena ans Brückengeländer drängte. Dann ging alles sehr schnell. Rhena, die seine Unterarme umklammerte, bog den Rücken in einem unmöglichen Bogen über die Verstrebung und zog ihren Peiniger mit sich. Mit lautem Klatschen tauchten ihre Körper acht Meter tiefer ins Wasser des Flusses.

„Scheiße!“ Marie rannte los, ich folgte ihr von der Brücke hinunter zur Uferböschung. Am Rande nahm ich wahr, wie sich die vier anderen Jugendlichen aus dem Staub machten.

Das Laternenlicht von der Straße reichte nicht aus den Bereich zu erhellen, wir erkannten nichts in dem sich dahinwäzenden Gewässer. Was, wenn Rhenas gläserne Knochen zersplittert waren? Die Trese war tief und ihre Strömung stark, das Baden in ihr verboten.

Ein Schatten brach durch die ölig-schwarze Oberfläche, dann ein zweiter. Zwei Personen, die miteinander rangen. Entsetzt stellte ich fest, dass einer den anderen unter Wasser zu drücken suchte, während sie flussabwärts trieben. Im Laufen streifte ich meine Schuhe ab, warf Jacke und Tasche weg und stürzte mich ins Wasser. Die Kälte raubte mir für Sekunden den Atem, aber die Angst um Rhena verlieh mir ungeahnte Kräfte. Ein Dutzend

Kraulzüge brachten mich in die Nähe der Kämpfenden. Rhenas rundes Gesicht schimmerte hell über dem Wasserspiegel, Anstrengung verzerrte ihr Züge, während sie sich mit ihrem ganzen Gewicht auf die Schultern ihres Angreifers stützte. Unvermittelt ließ sie von ihm ab und tauchte unter. Der Typ holte keuchend Luft, spuckte Wasser, vollführte hektische Schwimmbewegungen in Richtung gegenüberliegendes Ufer, das für ihn unerreichbar blieb. Sein Kopf verschwand unter Wasser. Er kam nicht wieder hoch.

Ich tauchte ebenfalls, bemühte mich, in der Dunkelheit etwas zu erkennen, ein aussichtsloses Unterfangen. Schwimmend gegen die Strömung ankämpfend wartete ich ab. In der Ferne ertönte ein Martinshorn, näherte sich. Vom Ufer aus schrie Marie etwas. Nach einer gefühlten Ewigkeit schob sich Rhenas Kopf durch die Oberfläche. Ich erschrak angesichts des Ausdrucks auf ihrem Gesicht. Wortlos kraulte ich ans Ufer. Rhena folgte mir mit gleichmäßigen Schwimmszügen.

Seit dieser Nacht glaubte ich nicht länger an die Geschichte mit der Glasknochenkrankheit, und obwohl ich Marie nicht erzählte, was ich meinte gesehen zu haben, ging es ihr ähnlich. Der Jugendliche, der Rhena angegriffen hatte, war ertrunken, nachdem beide über das Geländer gestürzt waren. Die nicht unerhebliche Menge Alkohol in seinem Blut legte diesen Schluss für die Polizei nahe. Rhena war komplett unverletzt geblieben. Als wir nicht lange danach wieder einmal zusammen in ihrem Zimmer saßen, sprachen wir sie auf das Geschehene an.

„Der Typ hat es verdient“, sagte sie. „Aber das mit der Missgeburt stimmt schon.“ Ihre gleichgültige Miene ließ nicht erkennen, ob sie das bekümmerte. Sie beugte sich vor und zog einen Socken aus. Ihr Fuß war ein knöchellofes, plattes Gebilde, die Zehen so zusammengewachsen, dass man sie nur anhand der Einkerbungen an der Fußspitze, die winzige, verkümmerte Nägel aufwies, als solche erkennen konnte. Der Anblick verursachte mir Übelkeit, die ich mühsam unterdrückte.

„Tut mir leid“, brachte ich heraus. „Für mich spielt es keine Rolle, ob du ein bisschen anders bist.“

„Für mich auch nicht“, beeilte sich Marie zu versichern.

„Nicht bloß anders, deformiert“, korrigierte Rhena. „Jedenfalls wisst ihr jetzt, warum ich beim Sport- und Schwimmunterricht nicht mitmache. Meine Adoptiveltern haben sich im Lauf der Zeit allerlei Erklärungen zurechtgelegt, angeblich um mich zu schützen. In Wahrheit

wollen sie allen zeigen, wie toll sie sind, weil sie ein behindertes Kind großziehen.“ Sie schnaubte. „Aber vermutlich sollte ich dankbar sein, dass sie sich für mich entschieden haben und keins der gesunden Babys.“

Rhena tat mir leid. Ich setzte mich zu ihr und legte den Arm um sie. „Ach was, sie lieben dich, das merkt man doch. Sie waren außer sich vor Sorge, trotzdem haben sie nicht geschimpft, sondern waren froh, dass dir nichts passiert ist.“

„Sie lieben die Aufgabe, die sie durch mich haben.“

Brüsk entzog sie sich meiner Umarmung und winkelte das Bein an, um den Socken überzustreifen, wofür ich ihr dankbar war.

„Willst du nicht wissen, wer deine richtigen Eltern sind?“, fragte Marie.

Rhena zuckte die Schultern, sagte: „Doch, schon.“

„Bald sind Osterferien. Wie wäre es, wenn wir sie suchen gehen?“

„Ich weiß nicht ...“ Rhena sah mich fragend an. Ich war es, der sie vertraute.

Natürlich hätte es mich ebenfalls interessiert, Rhenas wahre Herkunft zu erfahren, aber ich war skeptisch. „Wie soll das gehen? Die Adoption liegt siebzehn Jahre zurück.“

„Zunächst kontaktieren wir das Kinderheim und sehen, was wir herausfinden“, schlug Marie vor. „Und wenn wir schon in der Gegend sind, können wir unseren Stützpunkt auf Borkum einrichten. Mein Onkel hat dort eine Ferienwohnung, aber er hat sich vor Kurzem das Bein gebrochen ... Sag mal, bist du nicht dort geboren?“

„Stimmt“, sagte ich. „Aber ich war noch nie da. Wäre schon toll, wenn wir dort zusammen Urlaub machen könnten.“

„Wenn unsere Eltern es erlauben“, wandte Rhena ein.

Marie winkte ab. „Ich bin achtzehn und ihr zwei seid es fast. Was sollen sie schon dagegen haben?“

...

Weiterlesen in [Zwielicht 18](#)